Lebenslauf-Skizze I

Ich bin ein Nachkriegskind. Mein Vater war Pfarrer. Meine Mutter hatte eigentlich den Beruf einer »landwirtschaftlichen Lehrerin« erlernt. Aber Pfarrersfrau zu sein, brachte für sie so viele Verpflichtungen und Verbindlichkeiten mit sich, dass sie zeitlebens »Hausfrau« blieb. Wir lebten zunächst sechs Jahre in der Stadt Meerane in Südwestsachsen. In dieser Zeit wurden meine Geschwister geboren, eine Schwester und ein Bruder.

Nebel nach dem Urknall

Geboren bin ich – wenn ich den Berichten anderer Leute und den hierzu vorliegenden Urkunden trauen darf – mitten im bitterkalten Dezember des Jahres 1946 im großelterlichen Haus in einem Thüringer Dorf. Ich konnte erst durch heftige Schläge dazu bewegt werden, überhaupt Luft zu schnappen, und ich muss – als Kind der Nachkriegshungerzeit – ziemlich mickerig von Gestalt auf die Welt gekommen sein, sodass meine Überlebens-Chancen zunächst gar nicht rosig eingeschätzt wurden. Aber ich hielt durch, genährt von Muttermilch. Und ich konnte mich revanchieren. Meine Eltern bekamen für mich ja zusätzliche Lebensmittelkarten, die wiederum ihr Überleben erleichtert haben. Im zarten Alter von zwei Wochen wurde ich in dicke Kissen gepackt und nach Sachsen gebracht. Dort lebte ich dann fast sieben Jahre lang in einem Mietshaus, das neben der Kirche einer kleinen Stadt stand. In meiner Erinnerung blieb, dass es dort viele Steine und Mauern gab, einen klitzekleinen Garten, und dass in jedem Treppenhaus und vor jeder Haustür viele viele andere Kinder warteten.

Es beginnt mit Katastrophen und Wundern

Was sind eigentlich so die frühesten Erinnerungen, die für mich zu greifen sind? Noch Jahrzehnte später wehen manchmal Gerüche oder Töne vorbei, die irgendwelche Ur-Erlebnisse zum Schwingen bringen, aufgeregt machen, aber das Graben und Grübeln nach konkret fassbaren und beschreibbaren Erinnerungen bleibt erfolglos – da war etwas Wichtiges, aber da waren keine Worte und Begriffe, es festzuhalten.

Dann nehmen einzelne Bilder konkretere Gestalt an. Oft sind solche Erinnerungen laut und grell und aufregend – Katastrophen merkt man sich einfach besser.

Die Schwester brennt

Als meine kleine Schwester zwei Jahre alt wurde – da war ich schon dreieinhalb –, gab's eine Geburtstagsfeier. Ich sehe die Details noch sehr deutlich vor mir: wie wir in der Küche saßen, wie das Schwesterchen seinen blonden Lockenkopf weit nach vorn reckte, um die lustig flackernden Kerzen ausblasen zu können, wie die Flamme ihre Lockenpracht erfasste. Der Vater schnappte geistesgegenwärtig sein Kind, schleppte es zum Waschbecken, der Wasserhahn ward geöffnet und das Kind gelöscht.

Irgendwann in diesem Alter hopste meine Schwester die Steintreppe in unserem Mietshaus hoch und runter, wuselte ständig in der Nähe der Mutter herum, die dabei war, die Treppe zu wischen. Neben ihr stand ein Eimer, voll mit kochend-heißem Wasser. Er war schon für Mutters nächste Tätigkeit bestimmt, für die Wäsche im Waschhaus. Ein Fehltritt, ein spitzer Schrei – und Schwesterchen saß mit dem Po im Eimer. Aufregung, Arzt, Krankenhaus, sehr gedrückte elterliche Stimmung – und so blieb auch das im Gedächtnis eingebrannt.

Die Quakfrosch-Theorie

Wenige Monate später wurde mein jüngster Bruder geboren, zu Hause übrigens, wie es damals 1950 noch weithin selbstverständlich war; auch ich und meine Schwester waren zu Hause zur Welt gekommen. Man hatte uns Größere an diesem Tag wie immer in den Kindergarten gebracht, aber als wir heimkamen, war beim Mittagessen irgendetwas anders, hektische Betriebsamkeit, ungewohnte Geräusche. Kindliche Vermutungen wurden angestellt, schon meinte die Schwester es zu wissen: »Ein klein Kindlein ist angekommen.« Meine boshaft-ironische Antwort geriet in die Familien-Überlieferung: »Wenn's kein klein Kindlein ist, dann ist es ein Quakfrosch.«

Drachentöter und Götterspeise

Drei Jahre trabte ich tapfer an Mutters Hand quer durch unsere Kleinstadt in den Kindergarten. Manchmal wurden auch zwei bis drei Kinder gleichzeitig auf einem Fahrrad hin jongliert. Gemerkt habe ich mir fast gar nichts, außer dem Namen von »Schwester Hildegard« – es war noch verwirrender, denn diese »Tante« war eigentlich »Diakonisse«.

Aber Heldentaten bleiben doch im Gedächtnis. Wir spielten im Freien an einer Mauer aus großen Natursteinen, als plötzlich die Mädchen schreiend wegliefen. Panik. Da war irgendetwas Schreckliches. Ich fasste Mut, nahm meine Spielzeugschaufel fest in die Hand und wagte mich an den Ort des Grauens. Dort wartete auf mich ein grimmiges schwarzes Ungeheuer. Es hatte eine nie gesehene grässliche Gestalt – das musste ein Drache sein. Fairerweise muss ich gestehen, dass ich kein Feuer aus seinem Maul kommen sah. Ich nahm die Schaufel, stürzte mich todesmutig – und in Erwartung mädchenhafter Verehrung – auf den Feind und hieb ihn in Stücke. Wirklich, ich habe den armen Kamm-Molch – ein solcher muss es gewesen sein – wohl getötet. Das tut mir heute leid, aber den Stolz von damals kann ich noch immer spüren.

Ein Wunder aus der Kindergartenzeit war auch bedeutsam genug, um erinnert zu werden. Einmal im Jahr gab es dort irgendein besonderes Fest. Geheimniskrämerei, Warten aller Kinder auf dem dunklen Gang vor dem Zimmer. Dann die offene Tür, Kerzenschein und – auf den Tischen stand etwas, das nur direkt vom Himmel stammen konnte. Grün und rot glitzerte ein verführerisches Geheimnis in Glasschälchen. Götterspeise! Einmal im Jahr. Heiß ersehnt. Und dass die aus dem »Westen« kam – dort musste der Himmel seinen Ort haben! –, das habe ich damals schon mitbekommen.

Der Mörderhahn wird geschlachtet

Ich war vier oder fünf Jahre alt und war zu Besuch bei den Großeltern. Großer Garten, Hühner, Neugier. Irgendwann beim Spielen im Hühnergarten war ich wohl dem stattlichen Hahn in die Quere gekommen, der hier der eigentliche Herrscher war. Jedenfalls stürzte er sich unvermittelt auf mich, kollerte und kratzte, saß schließlich auf meiner Schulter und hackte immer wieder auf meinen Kopf ein. In meiner Erinnerung war das gar nicht so schlimm, ich stand einfach da mit dem hackenden Hahn auf dem Kopf, wohl schon leicht unter Schock. Aber der Großmutter gefiel das überhaupt nicht, wie ihr Hahn immer weiter auf den blutenden Enkel losging. Großes

Geschrei, der Enkel wurde gerettet und gepflegt. Der Hahn wurde gefangen und kam noch am gleichen Tag erst unters Beil und dann in die Suppe – die ich mit essen durfte!

Irgendwann in dieser Zeit bin ich der gleichen guten Großmutter im Garten etwas bockig begegnet, jedenfalls rannte sie dann – nach einer Weile auch lachend ob des absurden Wettlaufs, weil sie mich nicht einkriegte – kreuz und quer über Wiese und Beet hinter mir her, und in der Hand hatte sie einen »Ochsenziemer« oder auch »Sieben-Riemer«. Das war ein durchaus übliches, kommerziell gefertigtes und gehandeltes Werkzeug, das aus einem schön gedrechselten Holzgriff bestand, an dessen oberen Ende sieben halbmeterlange dünne Leder-Riemchen fest angebracht waren – eine richtige Prügel-Peitsche, mit der man in der »guten alten Zeit« versucht hatte, Kinder wirksam zu »erziehen«. Zu der Zeit, als Großmutter damit hinter mir herrannte, war das Ganze wohl (hoffentlich) nur noch eine Drohgebärde.

Wadenwickel

An das familiäre Zuhause der ersten Jahre sind kaum Erinnerungen geblieben. Die eine heißt: Krank sein. Das Gefühl von Langeweile, das stundenlange Starren an die Zimmerdecke über dem Bett, in dem man liegen bleiben musste. Die ersehnte Abwechslung, wenn Mutter endlich wieder kam und den Wadenwickel erneuerte, der das Fieber herunter treiben sollte. Kaltes nasses Tuch wird um heißes Kinderbein gewickelt, dazu gab's irgendeinen Hustentee – so einfach war das damals mit dem Gesundwerden, Ärzte habe ich als Kind kaum zu sehen bekommen. Und wenn Nachbars Töchterlein Masern oder »Ziegenpeter« hatte, dann wurden wir alle zum Spielen hin geschickt, damit wir uns ansteckten und das, was zum Leben an Beschwernissen eben dazu gehörte, schnell hinter uns bringen konnten. Ab und zu wurden wir geimpft, mit der Pieksnadel gegen Pocken und Tuberkulose oder würfelzucker-schluckend gegen Kinderlähmung. Das geschah als staatlich-fürsorgliche Selbstverständlichkeit, und ich halte das auch heute noch für richtig.

Froschkinder

Zur frühen Kindheit gehörten auch Spaziergänge in das nahe »Kirchenholz«. Dort war ein Teich, an den ich mich erinnern kann, weil beim Liegen auf dem Bauch Erstaunliches und Wundersames zu Tage trat. Da krabbelte und wimmelte vielerlei Getier in einer kleinen Unterwasser-Welt. Käfer

schwammen durch das Spiegelbild der Wolken, grimmige Libellenlarven entpuppten sich als gefräßige Räuber. Höhepunkt der Entdeckungsreise war, dass ich – vorsichtig transportiert in einem Marmeladenglas – einige seltsame schwarze Wesen mit nach Hause ins Kinderzimmer nehmen durfte: Froschkinder. Richtig hießen die Kaulquappen, so wusste ich bald aus dem Bilderbuch. Sie wurden in einem alten Topf einquartiert, ihre Wohnung mit Pflanzen möbliert, und dann sahen neugierige Kinderaugen stundenlang zu, wie sie herumtollten, wie ihnen erst hinten, später dann vorn Beinchen wuchsen, wie der Schwanz zum Stummel wurde. Am Schluss krabbelten sie in einem angeschlagenen Blechteller auf Steinen herum. In meinem Frosch-Buch stand, dass sie nun richtige Frösche werden sollten. Sie wussten das aber nicht, behielten starrsinnig ihre Schwänze, und so trug ich sie eines Tages zurück zu »ihrem« Teich.

Vertrauensbruch

Herr K. war mein Freund. Er war Zahnarzt und ich ging gern zu ihm. Schon der weiße Kittel machte Eindruck, dazu roch es interessant, und geduldig erklärte er mir die Funktionsweise der technischen Geräte in seiner Praxis. Ich setzte mich immer gern auf seinen Stuhl und war neugierig, was kommen würde.

Eines Tages hatte er wieder einmal mit Lampe und Spiegel meinen Mund besichtigt, in allen Ecken mit seiner Nadel herumgestochert – und dann tuschelte er mit meinem Vater. Warum konnten die beiden nicht laut reden, es ging doch offenkundig um mich! Dann kam Herr K., hielt die Hand merkwürdig verkrampft hinter dem Rücken und forderte mich auf, den Mund zu öffnen. Ich wollte – unter Freunden – erst wissen, was er vorhatte, ob es weh tun würde. Er verneinte, ich blieb angesichts der verborgenen Hand misstrauisch – und mein Mund blieb zu. Nach einer Weile kindlichen Widerstandes riss dem Mann der Geduldsfaden, und er brüllte mich an. Der Mund ging auf, eine Zange erschien, ein Ruck. Das tat mehrfach weh. Ich hatte einen Zahn weniger und Tränen in den Augen und von Stund an Misstrauen gegenüber allen weißen Kitteln.

Der Traum vom Fliegen: mit und ohne Atombombe

Menschen haben zu allen Zeiten davon geträumt, fliegen zu können. Ich auch. Der Traum davon ist mir das erste Mal im Alter von sechs oder sieben Jahren gekommen, und er war wohl so wichtig, dass ich ihn später immer wieder einmal geträumt habe. Hintergrund für die »Urfassung« war eine

Mutprobe, bei der wir im Treppenhaus einen Wettbewerb veranstalteten. Man musste versuchen, immer eine Stufe höher zu gehen und von dort bis hinunter zum Treppenabsatz zu springen. Und im Traum gelang es mir auf einmal, über beliebig viele Treppenstufen hinunter zu schweben, ich konnte es nicht nur – und war mächtig stolz –, sondern es war auch ganz einfach: Solange ich die Beine anzog, gab es keinen Bodenkontakt. Endlos immer weiter schweben können – ein herrliches Gefühl. Am Ende des Traums stand jedes Mal der feste Entschluss, sofort nach dem Aufwachen der Welt diese Entdeckung zu offenbaren. Und bisher hab ich das jedes Mal vergessen ...

Irgendwie muss auch mich kleinen Kerl die Atom-Bomben-Angst Anfang der 1950er Jahre erreicht haben. Eines Nachts im Traum flog ich durch eine Welt, die vollgestellt war mit schwarzen militärischen Geräten, durchwogt von kämpfenden, ebenfalls schwarzen Gestalten, Lichtblitze flackerten durch die Szenerie – das waren wohl meine Vorstellungen vom Krieg. Ich saß beim Fliegen auf einer Kugel – da spielte irgendwie Münchhausen hinein – und entdeckte plötzlich: Die Kugel, das ist eine Atom-Bombe! Schrille Angst, aber dann explodierte sie auch schon. Und dann – bei jeder Wiederholung dieses Traumes besonders beeindruckend, weil ab da in Farbe! – sah ich blau-fluoreszierend mein Gerippe; ich träume heute noch »Gerippe«, obwohl ich längst weiß, dass das richtiger »Skelett« heißen müsste.

Wetterleuchten

Es waren heiße Tage in meinem letzten Kindersommer in der Stadt. Gedrückte Stimmung bei den Erwachsenen, die auch uns Kinder beschwerte. Vater drehte öfter als sonst an dem schwarzen Radiokasten und lauschte den von Pfeifen und Quietschen (Störsender!) verzerrten Nachrichtensendungen des »Feindsenders« RIAS (»Radio Im Amerikanischen Sektor« – von Westberlin). Irgendwo – noch weit weg – war die Welt aufregend und gefährlich in Bewegung gekommen. Aber dann plärrten auch die rostiggrauen Lautsprecher-Trichter los, die überall in den Straßen unserer Kleinstadt hingen. Eine blecherne Männerstimme verlas immer wieder einen kurzen Text mit Meldungen und Befehlen, der dann wenig später in gedruckter Form an die Häuserfassaden geklebt wurde: Ausnahmezustand! Verbot der Zusammenrottung! Abendliche Ausgangssperre! Sofortiger Schusswaffengebrauch! Gedämpfte Stimmen auf Treppenfluren, immer neue Nachrichten und Gerüchte: von einem Arbeiter-Aufstand, von Kon-

terrevolution, von Terror und von Toten. Angst stand in den Gesichtern der Erwachsenen, Angst, die auch in mich hineinkroch. Weglaufen ging nicht. Aber Verkriechen unter Vaters Schreibtisch. Wenige Tage später war alles vorbei, wie ein schlimmes Gewitter abzieht, aber es blieb ein Schatten auf dem Alltag, der DDR-Staat hatte in meinem Kindergemüt einen ersten deutlichen Ein-Druck hinterlassen.

Dieser 17. Juni des Jahres 1953 war meine früheste Erfahrung mit Politik. Ein paar Wochen später kam ich in die Schule, wir zogen um aufs Dorf. Und all das Neue ließ schnell die dunklen Tage vergessen.

Dorfkinderzeit
(1953 bis 1961)

Aufbruch in die Neue Welt ◆ Zwergschule ◆ Sport mit Hindernissen
Der große Knall ◆ Fahnenappell ◆ Kirchturmhorizont ◆ Beim »Bäcke«
Spielplatz Bauernhof ◆ Besuch in der »Guten Stube« und Scheunen-Artistik
Tetzners Holz und Dietzmanns Sandgrube ◆ Kirschen klauen
Kinderarbeit ◆ Kühe hüten und Sonnenfinsternis
Federvieh und Russenjagd ◆ Liesel von der Post
Zu Hause leben und sterben ◆ Röntgenreihenuntersuchung
Wirtshaus ◆ Bach andämmen ◆ Bettel-Kinder ◆ Blasebalg-Treten
Die Einsamkeit von Straßendorf-Kindern ◆ Umsiedler
Lange Leitung zum Fräulein vom Amt ◆ Himmelhupp und Gliggser
Rodelspaß und Zwirnseln ◆ Der Landfilm kommt ◆ Nasspresssteine
Lebenskunde ◆ Karbid und Motzen ◆ Weiden-Ernte ◆ Sintflut
Seuchenalarm ◆ Feuerläuten ◆ Der erste Fernseher ◆ Absatz-Reißer
Eulenkinder ◆ Als es noch Maikäfer gab ◆ Für'n Groschen frisches Brot
Hamsterschreck ◆ Der Alltag zum Selbermachen: Von Heu-Wenden und
Kartoffel-Anbau, Narzissen-Beeten und Wasserleitung-Graben
Leibchen ◆ Der Postbus ◆ Zwischen Küche und Keller ◆ Waschtag
Mein erster Indianer ◆ Geburtstagsrituale, schwarzer Streuselkuchen
und Laubsäge-Stress ◆ Sommerfrische ◆ Goldene Zeiten (?)
Der Frosch in der Wasserleitung ◆ Autoreparatur mit Säge und Hobel
Goldrandteller und Messerbänkchen ◆ Der Tunnel von Altenburg
Der Karpfen in der Badewanne ◆ Karriereknick
Das Dienstfahrrad ◆ In Stellung ◆ Die Kammer mit dem Hammer
»Doktor Hungers Kräutertee« ◆ Lebensperspektiven ◆ Der schreiende Hase
Eisige Cola und Hula-Hoop ◆ Hinter Mauern ◆ Verwaltet und betreut
»Pfarrer Krause lehnt den Frieden ab« ◆ Stalinismus hautnah
Flugblätter ◆ Kartoffelkäfer und Klassenkampf
Frösi und Zündplättchen-Pistole ◆ »Dokument !« ◆ LPG Typ I
Projekt Offenstall ◆ Radio Luxemburg ◆ Wie weit schießt eine MPi?
Schlange stehen und Sparen ◆ Friedensfahrt-Patriotismus
Intelligent – oder nicht? ◆ Abgang

Lebenslauf-Skizze II

Kurz nach meinem Schulanfang übernahm mein Vater eine Pfarrstelle auf einem Dorf, in Schönberg bei Meerane. Dort verbrachte ich meine gesamte Grundschulzeit.

✳

Aufbruch in die Neue Welt

Im Spätsommer des Jahres 1953 entstand erhebliche Unruhe in der Familie. Wir sollten umziehen. Möbel wurden gerückt, Kisten gepackt, Teppiche gerollt. Dann eines Tages emsiges Treiben treppauf und treppab. Die Zimmer leerten sich. Stunden später wurde ich hinuntergeführt vors Haus, wo ein ältlicher Möbelwagen schon mit unserem Familienkram bepackt war. Für mich war hinten auf der Ladefläche ein Plätzchen freigehalten. Ich setzte mich, die Hände hielten krampfhaft das schwappende Aquarium umklammert, in dem meine geliebten Guppys schwammen. Rings um mich war ein Urwald aus Grünpflanzen. Und dann setzte sich die Fuhre schwankend und ruckelnd in Bewegung. Richtung Dorf. Ein fremdes unbekanntes Land. Da gab es keine verlässlichen Wege, keine vertrauten Gesichter – und so fuhr eine erhebliche Portion kindlicher Angst und Beklemmung auf dem Möbelwagen mit.

Meine erste Entdeckung nach der Ankunft war, dass es in der neuen Welt viel viel mehr Platz gab als in der Stadt. Der Horizont war unendlich weit weg, und auf dem Weg dorthin gab es sicher einiges zu entdecken. Alles roch aufregend neu. Neben meinem Bett stand an diesem Abend auch die Zuckertüte, die mich daran erinnerte, dass ich am nächsten Tag meine neue Schulklasse kennen lernen würde. Aufregend.

Zwergschule

Es war Mitte September im Jahr 1953, als ich zum ersten Mal den Berg hinaufging zur Schule. Ich wurde als »der Neue aus der Stadt« vorgestellt und verkroch mich schüchtern auf der ersten Bank, kritisch beobachtet von dreizehn Dorfkindern. Schulzeit auf dem Dorf Anfang der 1950er Jahre. Der Unterricht fand in der alten Kirchschule statt. Ein Lehrer nebst Familie wohnte gleich in dem Gebäude. Er war ein sogenannter »Neulehrer«, das hieß, dass er politisch nicht durch eine Tätigkeit in der Nazizeit belastet war, und deshalb hatte man ihn ohne große Umschweife oder umfangreiche Ausbildung nach dem Krieg gleich zum Lehrer ernannt. Es gab viele Kinder und zu wenig Räume und zu wenig Lehrer. So fand der Unterricht im Normalfall in einem Raum mit zwei Klassen gleichzeitig statt. Das ging so: Mit der einen Hälfte löste der Lehrer an der Tafel Rechenaufgaben, die anderen erledigten inzwischen irgendwelche schriftlichen Arbeiten. Ein andermal verband der Lehrer das Angenehme mit dem Nützlichen, und dann las ein Zweitklässler denen aus der »Ersten« eine Geschichte vor. Zu Beginn und am Ende jeder Stunde wurde ein Schüler losgeschickt, der mit einer Glocke in der Hand treppauf und treppab rannte und das Zeitmaß kundtat. Und das Raumproblem fand eine für uns Pfarrerskinder äußerst günstige Lösung. Der Schul-Unterricht wurde stundenweise in das Pfarrhaus verlagert, sodass wir vom Frühstückstisch in Hausschuhen herunterhuschen konnten. Zwergschule. Schlimm war's nicht. Eher gemütlich, gemeinschaftsbildend. Und je Klassenstufe nur mit 10 oder 15 Kindern zu tun zu haben, das wäre heute für manche Pädagogen wohl der Himmel auf Erden!

Ich erinnere mich an etwas merkwürdige Unterrichts-Fächer. Eines hieß »Handarbeiten«; auch wir Jungen sollten lernen, mit Stopf- und Häkelnadeln zu hantieren. Später lernten wir »UTP«, »PA« und »ESP« kennen. Das hieß in der Langform »Unterrichtstag in der Produktion«, »Produktive Arbeit« und »Einführung in die sozialistische Produktion« – letzteres vermittelte uns das ABC der sozialistischen Betriebswirtschaftslehre.

In der dritten und vierten Klasse mussten wir jeden Schultag ins Nachbardorf laufen. Das meinte wirklich laufen, Busse oder gar PKW-besitzende Eltern gab es nicht, und so marschierte mancher kleine Kerl morgens drei Kilometer hin und mittags drei Kilometer wieder zurück nach Hause, das Ränzlein tapfer geschultert.

Zu unserer Standardausrüstung gehörte ein Ranzen – oft schon von Geschwisterkindern genutzt –, der auf den längeren Fußmärschen zur Schule natürlich auf dem Rücken getragen wurde. Im Ranzen waren damals nur

wenige Bücher und Hefte. Aber immer darin war in den ersten Schuljahren ein hölzernes Feder-Kästchen. Darin steckten ein paar Blei- und Buntstifte, vor allem aber ein Feder-Halter und ein verschraubbares gläsernes Tintenfässchen. Die Schreibfedern aus Metall konnten ausgewechselt werden; es gab breitere und schmalere, und sie mussten immer erst eine Weile »eingeschrieben« werden, ehe sie nicht mehr kratzten. Und dann galt es, die Feder vorsichtig ins Tintenfass einzutauchen – aber nicht zu tief, sonst gab es Kleckse im Heft! –, ein Wort oder zwei zu schreiben, erneut einzutauchen usw. Da die Tinte nur langsam trocknete, war immer ein Block mit Löschpapier zur Hand und durch Aufdrücken eines Löschblatts wurde der geschriebene Text getrocknet.

Irgendwann hatte jemand den ersten »Füller«. Zunächst ein unnötiger und unerreichbarer Luxus. Aber ein solcher Füllfederhalter erwies sich als viel komfortabler und klecksverhindernd, weil die Tinte hier gleichmäßig floss. Es gab sogar noch eine weitere Steigerung: Ich wünschte mir ein Jahr lang – und am Ende mit Erfolg – einen »GEHA-Schulfüller mit Reservetank«. Wenn bei diesem Wundergerät – »aus dem Westen« – die Tinte im Füllhalter-Reservoir zu Ende ging, brauchte man nur einen geheimnisvollen grünen Knopf zu drücken und konnte noch ein paar Minuten weiterschreiben.

Wir saßen auf altertümlichen Schulbänken, hohe, dunkle Holzmonster auf geschnörkeltem Eisengestell, mit eingelassenem gläsernem Tintenfass und einer Mulde zur Stiftablage. Generationen von Schülern vor uns hatten sich darauf mit Schnitzereien und Malereien verewigt.

Sport mit Hindernissen

Unsere Sportstunden verbrachten wir in den ersten Schuljahren auf dem Schulhof oder im Pfarrgarten. Wir spielten »Faules Ei« oder »Völkerball« oder »Brennball« (das war eine kindgerechte Baseball-Variante). Bei schlechtem Wetter blieben wir gleich im Klassenzimmer. Dann hieß es: Auskleiden bis auf Unterhemd und Turnhose, alle Mann hinter auf die letzte Reihe, und dann krabbelten wir paarweise im Wettstreit über die Bänke nach vorn. Eine andere Disziplin hieß: Herunterrutschen auf schräg gestellten Bänken. Der ältere und an Sport nur mäßig interessierte Deutschlehrer notierte unkonzentriert die Sieger. Das war nicht so toll.

Mitte der 1950er Jahre bekamen wir dann einen ausgebildeten Sportlehrer. Nun wurde im Dorf ein »Sportraum« gesucht. An der Dorfstraße stand ein kleines Schuppengebäude, der Raum vielleicht acht Meter lang,

drei Meter breit. Im alten Gasthof fanden sich – aus früheren Turnvereins-Tagen – einige angestaubte Matten, ein knarrender Barren, ein Bock, ein Pferd, und wir begannen begeistert diese Welt zu erkunden. Wenn wir »Bockspringen« üben wollten, stellten sich alle Kinder draußen auf der anderen Straßenseite an und liefen dann über die Straße, durch die Tür in den dunklen Raum, und sprangen über das Gerät. Wenn am Barren geturnt wurde, stießen größere Jungen schon einmal beim Schulterstand mit den Beinen an der Decke des Raumes an. Aber jetzt machte Turnen schon viel mehr Spaß. Der ehrgeizige Lehrer brachte uns etwas tapsigen Dorfkindern Disziplin und (Körper-)Haltung bei. Stolz traten wir dem Sportverein »TRAKTOR« bei, nähten die gelben Embleme auf unsere blauen Turn-Hemden. In vielen Übungsstunden und mit manchem Muskelkater im Gefolge lernten wir die Welt von »Schulterstand« und »Hocke« und »Flick-Flack« kennen – und eines Tages war es dann so weit. Ein wenig zitternd traten wir zu Wettkämpfen an, zu Stadt- und zu Kreismeisterschaften – und wir gewannen! Viele Jahrgänge von kleinen Dorfschülern kriegten so Selbstvertrauen und einen Kick fürs Leben.

Der einmal geweckte sportliche Ehrgeiz trieb manchmal schon merkwürdige Blüten. Ich erinnere mich an den Federball-Rekord, den ich nach vielen Wochen täglichen Trainings mit Nachbarsjunge Götz erzielt habe. Als Spielregel galt, den Federball immer abwechselnd zu schlagen und ihn zwischendurch nicht auf den Boden fallen zu lassen. Fast drei Stunden »wanderten« wir ballspielend kreuz und quer durch den großen Obstgarten und hörten schließlich nach 2222 Berührungen auf, weil es inzwischen stockdunkel geworden war. Ein andermal war unter uns Jungen »Stabhochsprung« als bisher nicht erprobte Sportart in Mode gekommen, und in Ermangelung besserer Möglichkeiten entwendeten wir zu Hause Mutters hölzerne Wäschestützen und sprangen damit über die bis zu zwei Meter hoch liegende Latte. So manche morsche Holzstange brach bei unserem eifrigen Hüpfen einfach mitten durch.

Der große Knall

Schule war wohl so schön normal, dass ich mir aus acht Jahren kaum etwas Besonderes gemerkt habe. Bis auf den großen Knall. Zwar kennt wohl jedermann den Spruch: »Chemie ist das, was kracht und stinkt, und was am Ende nie gelingt!« Aber wir haben das live erleben dürfen. Unser junger Lehrer machte eines Tages vorn an seinem Pult ein Experiment. Aus einem Glas wurde ein Brocken Natrium hervorgeholt. Davon schnitt er

ein – wirklich kleines – Stückchen ab und gab es in eine kleine Wanne mit Wasser, um uns vorzuführen, dass nun eine chemische Reaktion einsetzt und dabei Knallgas entsteht. Das Natrium-Stückchen begann auf dem Wasser hin und her zu sausen. Und dann knallte es. Nicht nur der übliche Knallgas-Sound, so »Pfchiit«, sondern es krachte, richtig heftig. Als wir Schülerlein verängstigt wieder unter den Bänken hervorkrochen, konnte Bilanz gezogen werden. Der blasse Lehrer zählte durch – alle waren gesund geblieben. Aber der ganze Raum (und wir Kinder) war übersät von feinen Glassplittern, die zwei Zentimeter dicke Deckplatte des Lehrertischs hatte ein suppentellergroßes Loch – und wir kriegten für den Rest des Tages schulfrei.

Ich habe später – trotzdem oder gerade deswegen? – Chemie studiert.

Fahnenappell

Fester Bestandteil des Schullebens war der »Fahnenappell«.

Zu ihm versammelten sich an jedem Montag vor der ersten Unterrichtsstunde alle Lehrer und Schüler auf dem Schulhof. Wir traten im Karree an, dann trat ein »Junger Pionier« – das waren die Mitglieder der sozialistischen Kinderorganisation – vor und schrie »Seid bereit!«, und das Volk antwortete brüllend »Immer bereit!«. Die blaue Pionier-Fahne wurde feierlich am Mast hochgezogen. Dann kamen noch ein paar politische Richtigkeiten, die uns der Direktor für die nächste Woche nahelegte, und danach stürmten alle ins Schulgebäude. Zu diesem Anlass sollten eigentlich alle »Pioniere« in ihrer Uniform erscheinen (dunkle Hose, weißes Hemd), zumindest aber ihr rotes oder blaues Halstuch tragen. So waren »Abweichler«, wie ich einer war, schon äußerlich klar zu erkennen.

Die Jungen Pioniere hatten sogar ihre eigenen »Zehn Gebote«. Eines davon hieß zum Beispiel: »Junge Pioniere halten ihren Körper sauber und gesund!«. So richtig ernst genommen wurde das aber alles nicht.

Kirchturmhorizont

Unser Dorf war in den 1950er Jahren noch ein weithin in sich geschlossener Lebensraum. Ältere Bauersfrauen haben berichtet, dass sie damals in der Regel nur ein Mal im Jahr in die nur drei Kilometer entfernte Stadt »gereist« sind – sie hatten keine Zeit dafür, aber auch keinen Bedarf. Vieles erledigte sich auf kurzen und in Generationen erprobten Wegen, einer lieferte das, was sein Nachbar brauchte, die lebens-notwendigen Verrichtungen fanden buchstäblich im Horizont des heimatlichen Kirchturms statt.

Da gab es in unserem Straßendorf auf einem Kilometer die Straße hinauf und hinunter in vielleicht vierzig Grundstücken:

- ein Dutzend Bauernhöfe; in den Familienbetrieben wurde noch mit Pferden oder Ochsen als Zugtieren, selten auch mit kleinen Traktoren gearbeitet,
- zwei Gasthöfe im Abstand von zweihundert Metern (ein Ortsteil hatte früher zum Herzogtum Sachsen-Altenburg gehört, der andere zu den Schönburgischen Herrschaften in Sachsen),
- zwei Schmiede; sie waren auch für Klempnerarbeiten und fürs Beschlagen der Pferde zuständig, in beiden Schmieden wurde zusätzlich ein kleiner »Tante-Emma-Laden« betrieben,
- einen Sattler; der erledigte alles, was mit Pferdegeschirren, Sätteln, Kumten, Riemen, Taschen und Koffern zu tun hatte,
- einen Herren-Frisör; wir Kinder saßen dort auf einem erhöhten Stuhl, der vorn einen Pferdekopf hatte, und durften nach dem Schnitt (für 60 Pfennige) entscheiden, ob »Brillantine oder Ihle« (= Haar- Pomade oder Haar-Öl) in unsere Haare geschmiert wurde,
- einen Böttcher; der stellte Fässer, Wannen (= Bottiche!) und andere Holzgefäße her,
- einen Stellmacher; der produzierte hölzerne Speichen-Räder und Wagen für die bäuerlichen Betriebe, auch Leitern,
- zwei Postfrauen mit je eigenem Postamt,
- einen Tischler; der machte Möbel und Särge, sogar Ski-Bretter wurden auf Bestellung gefertigt,
- zwei »Rollen«; das waren Miet-Einrichtungen zum »Bügeln« großer Wäschestücke; anderswo hieß solch eine Einrichtung »Wäschemangel«,
- einen Bäcker, vor allem für Weißgebäck und Kuchen,
- einen Milchmann; da ging man morgens mit eigener blecherner Milchkanne (»Lase«) hin, die Milch wurde aus einer großen Kanne mit dem Viertel-Liter-Schöpf-Maß abgemessen,
- einen »Schuster« im Nachbarhaus; der nähte noch richtig selbst Schuhe nach Maß aus großen Lederstücken; weiter unten im Dorf gab es eine zweite Schuhmacherwerkstatt,
- einen Wiesenjäger (Maulwurfsfänger); der hielt den Bauern durch das Aufstellen von Fallen oder das Auslegen von Giftködern Maulwürfe, Mäuse, Ratten, Schaben usw. vom Leibe,
- einen Schlachter,

- zwei (oder waren es sogar drei) Schneiderinnen; diese konnten auch Anzugsjacken oder Hochzeitskleider nähen,
- eine kleine Verkaufseinrichtung, KONSUM genannt, mit Frau Schwarz und Frau Weiß als Verkäuferinnen besetzt; diese Einrichtung hielt – wenn nicht gerade ein »Engpass« in der Versorgung bestand – das bereit, was später »WtB« hieß, »Waren des täglichen Bedarfs«, zum Beispiel jene herrliche lauwarme rosa und grüne Limonade in Flaschen mit Schnappverschluss, für die mancher Taschengeld-Groschen draufging,
- eine Grundschule; die besuchten alle Kinder bis zur 8. Klasse; im dritten und vierten Schuljahr wanderten wir ins Nachbardorf, später kamen die Kinder von dort zu uns,
- einen Kindergarten; der war in den 1950er Jahren zunächst als »Erntekindergarten« eingerichtet worden für die Kinder der in der Landwirtschaft tätigen Mütter,
- eine »Gemeindeschwesternstation«; dort tat eine Krankenschwester Dienst und behandelte kleinere »Wehwehchen« ambulant.

Vieles machten die Leute noch selbst: Auf den Bauerhöfen gab es nicht nur intensiv genutzte Gärten – mit fruchtbarer dunkler Erde und gesäumt von akkurat geschnittenen Buchsbaumhecken – für den eigenen Gemüsebedarf, da wurde selbstverständlich auch zu Hause geschlachtet, Vorrat an Obst und Wurst eingekocht, aus Äpfeln Saft gemostet, und man buk selbst aller zwei bis drei Wochen Brot im eigenen Backofen, große runde Sechs-Pfund-Brote.

Beim »Bäcke«

Wir Nicht-Bauern hatten auch Brot zu essen. Das gab's beim »Bäcke« (Bäcker) zu kaufen. Immer ofenfrisch, und das war schon das Verhängnis. Da wurde ich schnell noch losgeschickt, um ein Drei-Pfund-Brot zu holen, betrat das betörend duftende Ladengeschäft neben der Backstube, legte meine 78 Pfennige auf die Ladentafel, klemmte den Laib unter den Arm und verließ unter dem Gebimmel der Glocke den Laden. Kaum auf der Straße, überwältigte mich jedes Mal ein Gefühl aus Hunger und Sucht, die Finger brachen eine Ecke aus dem Brot heraus oder puhlten ein Loch an unverdächtiger Stelle. Unübertrefflich, dieser Geschmack von richtig frischem Brot! Die Mutter zu Hause hatte nicht immer Verständnis für die Löcher. Was ein Brot kostete, hätte einem in den 1960er Jahren jeder auf der Stra-

Erholungsgebiet mit »Industrieklima II«

In dem Dresdner Institut, in dem ich arbeitete, befassten wir uns, wie schon gesagt, mit Korrosionsschutz. Im engeren Sinne ging es dabei darum, das Rosten von Eisenwerkstoffen zu verhindern. Aber auch alle möglichen anderen Metalle galt es zu schützen. In einem Sondereinsatz entwickelten Kollegen von mir sogar mal ein Verfahren, mit dem ein berühmter Sandsteinfelsen in der Sächsischen Schweiz, die »Barbarine«, vor dem Zerbröseln gerettet wurde; durch Imprägnieren mit irgendwelchen Silikonwerkstoffen wurde der Fels zusammengeklebt. Korrosion hat viel mit Luftschadstoffen zu tun. Und davon gab es in der DDR mancherlei. Vor allem die hohen Schwefeldioxid-Konzentrationen, verursacht durch die allgegenwärtige Verbrennung der schwefelhaltigen Braunkohle, machten Eisen- und Stahlkonstruktionen schwer zu schaffen. Wir versuchten, Anstrichstoffe zu finden, die das Eisen wenigstens ein paar Jahre schützten. Aber an manchen Industriestandorten war die Luft derart aggressiv, dass auch unsere besten und dick aufgetragenen Lackschichten schon nach einem halben Jahr die ersten Rostflecke zeigten. Im Erzgebirge war die Stahlkonstruktion von Gittermasten für Fernsehumsetzer, die eigentlich einige Jahrzehnte lang halten sollte, schon nach acht Jahren »hin«. Ehe ich das Wort Waldsterben gehört hatte, wusste ich, dass in unseren Belastungskarten manche »Erholungsorte« im Erzgebirge unter »Industrieklima II« eingeordnet waren.

Dienstreisen kreuz und quer durch die DDR verschafften mir einen Einblick, was sich hinter »Leuna I« oder »Leuna II«, verbarg, was »Buna« in Schkopau bedeutete oder wie Industriegiganten wie »Bitterfeld«, »Wolfen«, »Piesteritz«, »Coswig«, »Schwarze Pumpe« usw. aussahen. Der »Blick von hinten« in die DDR-Kombinate war sehr lehrreich. Diese Vorzeigebetriebe waren großzügig, manchmal auch großkotzig errichtet worden, aber im Laufe der Jahre war der Glanz verblichen. In Leuna forderte mich zum Beispiel ein Begleiter auf, den sowieso vorgeschriebenen Arbeitsschutz-Helm doch lieber wirklich aufzusetzen, man wisse nie, was da von oben aus den Rohrleitungen heruntertropfe: »Wenn hinten aus einem Rohr nichts mehr rauskommt, legen wir lieber gleich eine neue Leitung«. In Bitterfeld stiegen wir hoch auf das Dach eines Gebäudes, auf dem unser Institut zu Testzwecken Proben ausgelegt hatte. Schon im Treppenhaus hatte ich mich gewundert, warum da Glasvitrinen standen, in denen Gasmasken für unterschiedliche giftige Gase lagerten. Oben auf dem Dach hatte ich dann das Pech, in die dicke Abgaswolke aus einer benachbarten Produkti-

onsanlage zu geraten, hochkonzentrierter Ammoniak setzte mich schlagartig außer Gefecht; zum Glück gelang es meinen Begleitern, mich schnell wieder wachzuklopfen.

Die Zähne der Kinder von Dohna

Seit 1982 war ich als bei der Kirche angestellter Naturwissenschaftler für »Glaube und Naturwissenschaft« zuständig, sollte mich also um Fragen kümmern, wo Entwicklungen in Naturwissenschaft und Technik, bei Weltbildern oder im medizinischen Bereich Herausforderungen für den christlichen Glauben darstellten. In der »realsozialistischen« DDR-Situation mit ihren gravierenden Umweltproblemen und dem staatlich verordneten Schweigen dazu war eine meiner Aufgaben, mich zu bestimmten Fragen sachkundig zu machen, darüber zu informieren und Betroffenen Hilfe anzubieten.

Mein erster Fall hieß »Dohna«. Dohna ist ein Städtchen in der Nähe von Dresden. Ein Freund von mir war dort Zahnarzt und hatte schon 1980 von bedrückenden Beobachtungen berichtet: Praktisch alle Kinder und Jugendlichen aus dem Ort, die er behandelte, hatten typische Zahnschäden. Die zweiten, bleibenden Zähne, die nach dem Milchgebiss durchbrachen, waren oft gelblich bis schwarz verfärbt, waren spröde, schnell brachen also Teile ab. Ein Blick in viele Münder zeigte ein Ruinenfeld. Grund für diese Schäden war der Ausstoß von Schadstoffen aus einem im Ort ansässigen Betrieb, dem »Fluorwerk«. Das Werk arbeitete mit Flusssäure und ihren Salzen. Schon im Routinebetrieb wurden schädliche Gase freigesetzt, manchmal gab es aber auch Havarien, und dann wehten giftige Nebel durch den ganzen Ort. Das Trinkwasser war belastet, die Früchte, die in den Gärten geerntet wurden, enthielten hohe Fluorkonzentrationen. Nun wird ja manchmal Fluor Zahnpasten zugesetzt oder in Tablettenform empfohlen, um die Mineralisation der Zahnsubstanz zu verbessern. Aber in Dohna erhielten viele Einwohner zwangsweise und tagein tagaus eine extreme Überdosis. Dadurch wurden die Zähne zu hart und spröde.

Das Problem war bekannt – und ein Fall für die Wissenschaft. Die betroffenen Bewohner blieben im Unklaren. Ich erfuhr durch eine Indiskretion davon, dass drei Zahnärztinnen an dem Problem geforscht hatten und nun ihre gemeinsame Doktorarbeit verteidigen würden. Verteidigungen waren aber auch in der DDR eine öffentliche Angelegenheit, mein Freund lieh mir einen weißen Arzt-Kittel, woraufhin ich prompt mit »Herr Kollege« angesprochen wurde, und dann saß ich im Hörsaal und hörte das, was

ich nie hätte hören dürfen – die Fakten zum Schicksal der Kinder von Dohna: Hunderte waren von »Dentalfluorose« betroffen!

Inzwischen hatte ich auch selbst recherchiert und in medizinischen Fachzeitschriften der DDR einiges zu dem Fall gefunden. Einen in Dohna praktizierenden Arzt, der über die Schäden geschrieben hatte, suchte ich auf, um von ihm noch einiges über die Hintergründe zu erfahren. Denkste! Vielleicht hatte er ja einfach Angst, weil er mich gar nicht kannte und weil er wusste, in welch gefährlichem Terrain wir uns bewegten. Beunruhigt hat mich aber doch – ganz grundsätzlich – seine Reaktion. Ich erzählte ihm, welche interessanten Informationen ich in den Fachartikeln entdeckt hatte, worauf er trocken meinte: »Da habe ich etwas falsch gemacht. Das, was ich da aufgeschrieben habe, war nur für Fachkollegen gedacht. Sie hätten das nicht verstehen dürfen.«

Die präsidiale »Sondergenehmigung Nr. 2692«

Zu manchen der Themen, mit denen ich zu tun hatte, war es einfach erforderlich, mal was Gediegenes zu lesen, mit grundlegenden Informationen und ohne staatlich verordnete Filter. Leider gab es solche Literatur oft nur im »Westen«. Eigentlich unerreichbar. Aber: Ich hatte Freunde »drüben«, die Verständnis für meine Nöte hatten und aus eigener Tasche hin und wieder etwas für meinen Bücherschrank kauften. Privat, geschenkt, auf Schleichwegen in die DDR gebracht. Auch meine alte Tante hat manchmal mutig etwas herübergeschmuggelt.

Grundsätzlich konnte ich von Beginn meiner Tätigkeit bei der Landeskirche an in dringenden Fällen bei der Bibliothek einen Antrag auf Beschaffung von Fachliteratur aus dem »Westen« stellen. Dieser Weg erwies sich aber als nicht sehr ergiebig.

Der Präsident des Landeskirchenamtes genoss ein interessantes Privileg: Er besaß – in seiner kirchlichen Dienstfunktion – eine vom Staat zugewiesene personengebundene »Sondergenehmigungs-Nummer«. Eines Tages teilte er mir mit, dass auch ich fortan diese Nummer bei Bedarf in Anspruch nehmen könne. Sparsam, verantwortlich, nur in dringenden Fällen! Wenn auf Postsendungen aus dem »Westen« eine solche Nummer angegeben wurde, fand keinerlei Kontrolle des Inhalts statt und die Sendung wurde ungeöffnet und direkt zugestellt. Ein schönes Privileg, von dem viele Leute in meinem Umfeld nicht zu träumen gewagt hätten. Eine Weile lang ging das gut, meine Freunde drüben verschickten die brisante Literatur nun direkt an meinen Präsidenten, er begutachtete die Materialien und gab mir

die Bücher weiter. Sehr begehrt in Umweltkreisen war damals das Buch: »Global 2000«. Ich besaß diese »Bibel der Umweltbewegung« zwar schon seit einiger Zeit über private Kanäle, hatte sie auch längst durchgelesen, aber zum Verleihen an andere Interessenten war ein zweites Exemplar durchaus willkommen. Etwas schlitzohrig bestellte ich also ein zweites Exemplar, ungefährlich über die Nummer des Präsidenten, es kam auch an – aber dann stand das Buch als Zierde im Arbeitszimmerbücherregal des Präsidenten, nicht bei mir. Ich bekam es nur zum Lesen ausgehändigt, mit dem Auftrag, eine Zusammenfassung zu erstellen. Die verlangten »Inhaltsangaben und Anmerkungen zu dem Buch ...« (den Inhalt von 1800 Seiten sollte ich komprimiert zusammenstellen auf 5 Schreibmaschinenseiten!) legte ich im Februar 1983 vor, ein Exemplar für den Präsidenten des Landeskirchenamtes, eines für den Landesbischof; immerhin hat der mir später erzählt, dass er es von da an gern als Hintergrundpapier bei internationalen Konferenzen nutzte.

Wenig später krachte es heftig. Der Präsident des LKA bestellte mich ein und tobte. Ich hätte seine Nummer missbräuchlich genutzt und gefährdet. Vor ihm lagen zwei dicke grüne Buch-Bände: das »DDR-Handbuch« von Ulrich und Fehlhauer. Dieses Lexikon hatte ein Freund in Frankfurt am Main für mich auf den Weg gebracht, ein teures und inhaltsschweres Geschenk. Es handelte sich um eine ergiebige und solide Datenquelle mit einer Fülle von Fakten zu Staat und Gesellschaft, Politik und Wirtschaft in der DDR, auch zu Umweltfragen. Ich erfuhr vom Präsidenten, dass das Buch natürlich sehr nützlich sei, ER besitze es schon seit längerem selbst und nutze es mit Gewinn, um sich auf Vorträge vorzubereiten usw. Aber genau diesen Informationsvorsprung gefährdete nun wohl das Buch, wenn es auch in meinen Händen wäre. Und so bekam ich es nicht in die Hand, sondern es verschwand vor meinen Augen in einem Schrank im Landeskirchenamt.

Post von Willy Brandt

Ich verehrte Willy Brandt wegen seiner klugen und erfolgreichen Ostpolitik gegenüber der DDR und der Sowjetunion, die zu spürbarer Entspannung und Erleichterungen geführt hatte. Dann kam die »Guillaume-Affäre«. Aus der DDR war erfolgreich ein Spion ins Bundeskanzleramt eingeschleust worden, der als persönlicher Referent Kanzler Willy Brandt sehr nahegekommen war. Brandt trat zurück. Als ich davon erfuhr, habe ich spontan einen Brief an ihn geschrieben, seinen Abgang bedauert und ihm für sein

Wirken gedankt. Der Brief plumpste ganz offiziell in einen normalen Briefkasten mit einer geratenen Anschrift, etwa »Bundeskanzler Willy Brandt, 5300 Bonn, BRD«. Er muss normal befördert worden sein – andere derartige Briefe von mir hat die Stasi immer wieder abgefangen und in ihre Akten geheftet –, denn einige Wochen später erhielt ich Post mit einer Abstempelung »Ollenhauerhaus in Bonn«, das war die Parteizentrale der SPD. Darin steckte eine Karte mit einem handschriftlichen Dank von Willy Brandt.

Es war schon erstaunlich, dass mein Brief »hingefunden« hatte und dass auch die Antwort nicht »verlorengegangen« war.

Knast als reale Möglichkeit

Im Spätsommer 1980 wurde Harald verhaftet. Er hatte gemeinsam mit anderen in Leipzig politische Literatur aus dem Westen gezielt in die DDR eingeführt und verbreitet. Auch bei mir standen Bücher wie »Die Alternative« von Bahro oder Werke von Solschenizyn aus diesen dunklen Kanälen in Schrank, und ich hatte auch öfter Schallplatten- und Bücher-Pakete zur Post gebracht, aus deren Erlös im Westen der Bücherkauf finanziert wurde. Nun schlug der Blitz ganz in meiner Nähe ein. Verhaftung, Haussuchung, Beschlagnahmungen. Harald war mit seiner Familie auf dem elterlichen Bauernhof zu Besuch. Dort, in der ländlichen Einsamkeit, traute sich die Stasi: Zwölf ihrer Leute waren aus Leipzig gekommen, hatten den Hof beobachtet und griffen zu. Ein zufällig auch anwesender Freund von Harald überbrachte uns – wir saßen nichts ahnend drei Kilometer entfernt im Garten – die böse Nachricht. Aber auch Entwarnendes konnte er mitteilen: Ich war am Abend vorher noch drüben zu Besuch gewesen und wir hatten einige Manuskripttexte ausgetauscht. Der Freund hatte einige Blätter, die von mir stammten, als Nachtlektüre mit auf sein Zimmer genommen, und als die Stasi schon im Haus war, ging er in aller Ruhe aufs Klo und spülte einige besonders böse Papiere das Rohr runter.

Trotzdem, jetzt herrschte Panik. Angstschweiß trat auf, wenn ein unbekanntes Auto auf der Straße vorfuhr – kommen sie jetzt auch zu uns? Sie kamen nicht. Aber ich wusste: Sie hatten bei der Hausdurchsuchung auch Bücher beschlagnahmt, die mir gehörten. Mein Selbstbewusstsein kehrte wieder, und ich schrieb einen Brief an den Staatsanwalt in Leipzig, in dem ich ihn aufforderte, mir mein – doch wohl irrtümlich und rechtswidrig konfisziertes – Eigentum, alles genau aufgelistet, wieder auszuhändigen. Und Frechheit siegte: Wenige Wochen später übergab mir ein Kurier irgendwelcher Staatsorgane ein Päckchen mit meinen beschlagnahmten Bü-

chern und Briefen. Die Erkenntnis hieß: Man hat auch in der DDR Rechte, und – aber auch nur – wenn man die einklagt, kriegt man (manchmal) auch Recht. Da war offenbar Spielraum im System, und diese Grenzen galt es auszuloten!

Als – erst viele Monate später – der Gerichtsprozess gegen Harald stattfand, haben wir die Staatsmacht erneut getestet und verunsichert. Grundsätzlich waren auch »politische« Verfahren vor Gericht öffentlich. Also erkundeten wir mühsam den genauen Ort und Termin der Verhandlung. Freunde und Bekannte wurden in Kenntnis gesetzt und zum Hinkommen ermutigt. Dann erschienen wir zum anberaumten Gerichtstermin: Klopfen und Klingeln an der lange verschlossen bleibenden Tür des Untersuchungsgefängnisses, entschlossenes Vorbeischreiten an den verdutzten und verunsicherten Uniformierten, hektische Betriebsamkeit im Verhandlungsraum, der weder von den vorhandenen Stühlen her noch seitens der Richter und Anwälte auf Öffentlichkeit vorbereitet war, solidarischer Blickkontakt zu den bereits herangeführten Beschuldigten, stolze Teilnahme an der verzögert und nervös zelebrierten Eröffnung der Verhandlung. Dann erfolgte der von uns erwartete amtliche »Ausschluss der Öffentlichkeit«. Aber wir gingen erhobenen Hauptes. Wir hatten es uns selbst und »denen da« gezeigt: Wir lassen uns nicht (mehr) alles so einfach gefallen!

Trotzdem waren solche Erfahrungen mit Gefängnisnähe Anlass, sich in der Familie nüchtern die Frage zu stellen: Wie viele Jahre Knast kommen in Frage, und wann ist Ausreise angesagt? Schön theoretisch war sie schon, diese Frage. Ich glaube, die Verständigung mit meiner Frau hieß: höchstens ein Jahr. Bei einer längeren Haftstrafe hätten wir einen Ausreiseantrag gestellt. Makaber, aber der »Westen« war in dieser Sicht immer eine Rettungsmöglichkeit, mit der wir für den Krisenfall rechneten.

Von Stund an gab es auch bei uns zu Hause eine Liste mit Namen, die im Ernstfall zu informieren waren.

H. wurde übrigens von Wolfgang Schnur verteidigt – genau: von *dem* Stasi-IM Schnur! Ich hatte Haralds Frau dazu geraten, sich diesen Anwalt zu nehmen. Aber wir waren vorsichtig. Sie sollte erst einmal zuhören, was er tatsächlich über den Fall wusste, ihm nicht mehr sagen als unbedingt nötig, und vor allem: keine Namen! Schnur hat auf Freispruch plädiert, und nach einem Jahr war Harald wieder draußen.